

FRIEDRICH GERSTÄCKER
DAS MÄDCHEN VON EIMEO



Friedrich Gerstäcker
Das Mädchen von Eimeo
Erzählung

Aus: Friedrich Gerstäcker, Bunt es Treiben, Neue
gesammelte Erzählungen, Erster Band, Arnoldische
Buchhandlung, Leipzig, 1870

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Paul Gaughin - Three Tahitian Women

1. Maita.

Ein blauer Himmel spannte sich über Tahiti — »der Perle der Südsee,« und die Sonne glühte wohl auf die blitzende See und die bewaldeten Hänge und Spitzen des Gebirgsstocks nieder, oder funkelte in den schmalen Wasserfällen, die von den Klippbänken nieder sprangen — aber ihre Gluth drang nicht zu den freundlichen Ansiedelungen nieder, die in dem Schatten zahlloser Fruchtbäume und Palmen lagen, und denen die Seebrise ihre Kühlung zufächelte. In ihrem milden Luftzug rauschten die langen gefiederten Wedel der Cocospalmen, raschelten die breiten vom Winde ausgerissenen Blätter der Bananen, und tropften, wonnigen Duft verbreitend, die abgeblühten Blumen der Orange, deren Zweige aber trotzdem schon mit goldgelben Früchten bedeckt waren, auf den Boden nieder.

Es war Einer jener wunderbaren, zauberschönen Morgen, wie wir sie, in dieser Pracht in diesem Reichthum wirklich nur in den Tropen finden, und während das Land hier in all seiner paradiesischen

Schöne, so frisch und jung, wie eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, lag, donnerte dazu draußen an den Korallenriffen die ewige Brandung ihr altes Schlachtenlied, das in früheren Jahrzehnten wohl das junge glückliche Volk zum Tanz gerufen, wenn sie im Takt der rollenden Wogen ihren Reigen bildeten. Jetzt aber darf es keinem solchen Zweck mehr dienen — denn die Insulaner sind *Christen* geworden und alle heidnischen Gebräuche wurden von den Missionären streng verpönt.

Aber die Brandung donnert fort; ihre mit weißem blitzenden Schaum gekrönten Häupter schleudern noch, wie in vergangenen Jahrtausenden die krystallinen Massen gegen den Korallen-Damm; an den sonnigen Ufern flüstert die Brise in den Wipfeln der Cocospalme und malt die Sonne ihre Regenbogen in den stürzenden Wassern ihrer Cascaden. Nur das Volk ist ein anderes geworden — ob besser? — wer kann das sagen? Unverdorbener gewiß nicht, als in seiner alten Heidenzeit, denn das Wesen der christlichen Religion verstanden sie nicht zu erfassen, aber die Laster und schlechten Gewohnheiten der Fremden nahmen sie willig an, und während sie den Glauben an ihre alten Götter verloren, fehlte ihnen Herz und Sinn für den neuen Gott, dessen Wirken sie

nicht begriffen, und den sie deshalb weder fürchteten noch ihn liebten.

Dazu mochte wohl viel die starre Dogmatik der ersten Missionäre — zelotische Protestanten beigetragen haben, die den ganzen Gottesdienst nur in der Form suchten und fanden. Da sie diesen Heiden aber nichts weiter brachten als eine — ihren ganzen Sitten und Gebräuchen, ihrer ganzen Natur nicht zusagende starre Form, so konnten sich die Indianer auch nur wenig damit befreunden. Wo sie die neue Religion annahmen, geschah es, theils in dem Glauben einen *mächtigeren* Gott zu bekommen, der sie in ihren Kriegen besser schützen konnte, als ihre Götzen es vermocht, theils aus Eigennutz, um sich ausgehaltene Geschenke anzueignen — selten — o wie selten, aus wirklicher Ueberzeugung, und der Erfolg zeigte denn auch den Nutzen, den ihnen die neue Lehre brachte: sie genügten eben der vorgeschriebenen *Form*, und glaubten damit Alles gethan zu haben, was man von ihnen verlangte und man verlangte auch in der That oft nicht mehr von ihnen.

Wohin die Missionäre freilich drangen, bildeten sie einen Kreis von Anhängern um sich her; aber Viele beharrten trotzdem auf ihrem alten, von den Voreltern ererbten und für heilig gehaltenen Glauben, und daß

dadurch endloser Unfrieden in Familien gebracht, und viele sonst für das Leben geknüpften Bande zerrissen wurden, läßt sich denken. Auf manchen Inseln der Südsee — ja auf sehr Vielen, bildeten sich zwei feindliche Parteien — die eine, von den Missionären dazu aufgefordert, verbrannte und zerstörte die Götzenbilder, und die andere, darüber entsetzt und empört, griff in blinder Wuth zu den Waffen, um ihre bisherigen Heiligthümer zu retten oder zu rächen. Blutige Kriege wurden dabei geführt und die milde, versöhnende Lehre des Heilands, wie auf dem amerikanischen Continent, mit Feuer und Schwert verbreitet und mit rauchendem Blut bekräftigt.

Die friedlichen Insulaner aber bekamen die ewigen Kämpfe bald satt. Ueberhaupt indolent in ihrem ganzen Wesen, und von der, ihre Gaben mit vollen Händen spendenden Natur verwöhnt, ermüdete es sie, für Etwas ihr Leben einzusetzen, das ihnen bisher noch keine Unbequemlichkeit gemacht hatte. Die Meisten wurden Christen, und würden auch wohl jedenfalls den christlichen Glauben für den besseren gehalten haben, wenn sie nicht die christlichen Missionäre selber darin irre gemacht hätten. Den protestantischen Geistlichen folgten nämlich katholische — oder auch umgekehrt, und lehrten

dabei verschiedene Formen, indem sie die vorher von Anderen als heilig hingestellten verwarfen — ja die protestantischen Missionäre suchten sogar die Eingebornen zu überreden, daß die Katholiken auch nichts Anderes wären als Götzenanbeter, und daß sie deren Glauben meiden sollten. Natürlich konnte das die Indianer nicht in ihrer neuen Religion befestigen. Sie mußten an einer Lehre zweifeln, über welche sich die Fremden selber noch nicht einmal geeinigt hatten, und Manche fielen heimlich wieder von dem neuen Glauben ab.

Am unwilligsten trug aber das junge Volk den Druck, besonders die jungen Mädchen, denn die zelotischen protestantischen Missionäre verlangten von ihnen nichts als Entsagung und Beten. Ihre Tänze, denen sich die Jugend sonst mit aller Lust hingeeben, wurden als heidnisch und sündlich verpönt und verboten. Nicht einmal mit den prachtvollen Blumen ihrer Wälder sollten sie sich mehr schmücken dürfen, weil auch das an ihre heidnischen Aufzüge und Festlichkeiten erinnerte und dafür, anstatt lustig bei dem Toben der Brandung herumzuspringen, in großen und dicken ihnen von den Fremden gebrachten Büchern lernen und lesen, deren Sinn sie doch nicht begreifen, deren Worte sie nicht einmal aussprechen konnten. Wenn sie es aber

nicht thaten, dictirten ihnen die von den Missionären gewonnenen Häuptlinge Strafen, die ebenfalls ihrer ganzen Natur widerstrebten. Straßen mußten sie bauen, deren Bedürfniß sie nie gekannt, und steinerne Kirchen, wo ihnen, wie ihren Göttern bis jetzt ein Palmendach Schutz und Schirm gegeben. Während sie, so der Form nach Christen werden mußten, wurden sie im Herzen Heuchler, und gaben sich dem wilden Leben, wo das ungestraft oder unbemerkt geschehen konnte, nur so viel zügelloser hin.

Aber den lästigen Zwang der Missionäre brach auf einigen Inseln die Ankunft der Feranis — wie sie die Franzosen nannten. Die protestantischen Geistlichen hatten, besonders auf Tahiti, ihnen gefährlich werdende katholische Priester selbst mit Gewalt entfernt und auf ein kleines Schiff bringen lassen, das sie an einer entlegenen Insel aussetzen sollte, und die französische Regierung hielt die Gelegenheit für passend, um festen Fuß in diesen Gewässern zu fassen. Kriegsschiffe wurden abgesandt, die zuerst eine Entschädigung für die vertriebenen Priester verlangten und dann ohne Weiteres ein Protectorat — dem Namen nach — über die Gesellschafts-Inseln antrat, in Wirklichkeit jedoch sich zum Herrn, der von der Königin Pomaré beherrschten Inselgruppe aufwarf. Wie jetzt aber — was bis dahin nicht der

Fall gewesen jedem Indianer freigestellt wurde, zur katholischen Religion überzutreten, so brachten auch die lebenslustigen französischen Soldaten bald wieder einen neuen Geist — freilich nicht immer zum Guten — unter die Bevölkerung. Der starre bigotte Zwang war aber wenigstens gebrochen — die harmlosen, gutmüthigen Indianer durften wieder frei aufathmen, die Mädchen wieder tanzen und sich mit Blumen schmücken, und wie Gespenster einer früheren Zeit gingen nur noch die jetzt bloß geduldeten protestantischen Missionäre in ihren schwarzen Tüchröcken zwischen ihnen herum, und drohten ihn mit ewigen Strafen und Verdammniß.

Aber das leichtherzige Volk machte sich deshalb wenig Kummer. Nicht einmal um den morgenden Tag sorgen sie sich ja, wenn ihnen der heutige Alles bietet, was sie brauchen — wie sollten sie sich Sorgen um die Zukunft — um ein Leben nach dem Tode machen. Es lag das viel zu weit hinausgerückt, um auch nur daran zu denken.

So wogte auch heute das muntere, blumengeschmückte Volk in fröhlichem Treiben am Strande von Papetee — der Hauptstadt Tahiti's und dem Sitz des französischen Gouvernements auf und ab, denn die französische Regimentsmusik stand vor dem Hause des Gouverneurs und spielte ihre lustigen

Weisen und Märsche, und die klängen ihnen freilich besser und melodischer in die Ohren, als die monotonen Psalmen und Kirchenlieder, die sie bis dahin hatten stundenlang singen müssen.

Wie das herüber und hinüber wogte, und wie bunt die Schaar aussah, in ihren blauen, rothen, weißem gelben, geblünten oder gestreiften langen Gewändern, und wie prachtvoll sich die jungen bildhübschen Mädchen das schwarze, lockige und seidenweiche Haar mit Blumen und dem wehenden, künstlich geflochtenen und schneeweißen Bast der Arrowroot geschmückt hatten! Und wie das dem lebenslustigen sorglosen Volk in den Füßen zuckte, wenn der Takt der Musik die Erinnerung an ihre eigenen Tänze in ihnen wachrief, und wie sie dabei fröhlich mit einander lachten und plauderten!

Aber auch die männliche Bevölkerung war, und zwar zahlreich, am Strand vertreten; eine Menge von französischen Soldaten und selbst Officieren schlenderten am Ufer herum und plauderten mit den Mädchen, und dazwischen schritt mancher tahitische Stutzer, den bunten Pareu kokett um die Lenden geschlagen, das Schultertuch malerisch umgeworfen, und die Locken mit Streifen von ineinander geflochtener weißer Tapa und rothem Flanell

durchwunden, was ihnen zu den broncefarbenen Gesichtern gar nicht so übel stand.

Und wie sich die leichtfertigen Franzosen amüsirten, wenn dann manchmal ein indianischer Mitonare (Missionär — wie Alles von ihnen genannt wird, was mit der Religion der Christen in Berührung steht, ja sogar ihr Wort für »fromm« bildet) langsam und gravitatisch zwischen ihnen durchschritt, einen vorwurfsvollen Blick auf die Mädchen warf, und dann seufzend das Auge nach oben drehte, als ob er Feuer und Schwefel auf die sündhafte Bande herab erbitten wolle. Aber die Burschen sahen auch gewöhnlich wirklich so komisch aus, daß man wohl über ihre persönliche Erscheinung lachen konnte, ohne sie gerade in ihrem Glauben zu verspotten. Die protestantischen Missionäre hielten nämlich den schwarzen Frack und Cylinderhut unerläßlich für eine geistliche Stellung in der Welt, und dazu brachten sie auch die von ihnen angelesenen Mitonares — aber nicht zu Hosen und Stiefeln oder Schuhen, zu welchen sie sich unter keiner Bedingung verstehen wollten. So kam es denn, daß sie nach oben, wie ehrbare Christen — sogar oft mit weißer Weste und Cravate, nur etwas braunen Gesichtern herumliefen, während ihnen nach unten noch der bunte Kattun-Pareu um die nackten und meistentheils

tätowirten Beine hing, was ihnen natürlich, besonders mit den schwarzen Frackzipfeln auf dem bunten Kattun, ein allerdings höchst wunderliches und originelles Aussehen gab.

Allerdings war es den Eingebornen, seit sie Christen geworden, auf das Strengste untersagt worden sich zu tätowieren, weil das ebenfalls mit ihren altheidnischen Gebräuchen in Beziehung stand. Aber die *alten* Tätowirungen ließen sich eben nicht wieder wegbringen; sie mußten nun einmal so »aufgebraucht« werden, und zeigten jetzt höchstens, mit einem Blick nach unten und nach oben, was der Träger derselben *früher* gewesen — und was er jetzt war.

Im Ganzen blieb aber doch ein inländischer Mitonare in diesem fröhlichen Gewirr nur eine höchst vorübergehende Erscheinung, die, wie eine dunkle Wolke an der Sonne, rasch vorbeizog und dann wieder Licht und Leben auf allen Gesichtern blicken ließ. Manche der Eingebornen freilich — die früher vielleicht zu eifrigen und frommen Christen gezählt worden und sich jetzt wieder in den alten Strudel gestürzt hatten, zogen sich scheu hinter die Anderen zurück, wenn sie seiner ansichtig wurden. Sie mochten seinem vorwurfsvollen Blick nicht begegnen, die Mehrzahl aber kümmerte sich gar nicht

um ihn, und mit dem Bewußtsein von einer stärkeren und dabei weit nachsichtigeren Macht beschützt zu werden, boten sie Allem keck die Stirn.

Die Militärmusik war beendet und das Musikcorps wieder zu seinem Sammelplatz oder in seine Quartiere abmarschirt, aber das Menschengewoge am Strand verlief sich noch immer nicht, und durch die Musik angeregt, bildeten sich hie und da kleine Gruppen von Singenden, die, fast immer vierstimmig und in reinster Harmonie entweder die eben erst gehörten Melodien nachzusingen suchten, oder auch dann und wann wieder in ihre alten Hymnen fielen, während Schaaren von Zuhörern sie umstanden und, wenn sie schloßen, mit rauschendem Beifall in die Hände schlugen.

Während so noch Männer und Frauen bunt durcheinandergemischt, und mit mancher blauer Uniform dazwischen dort standen, kam ein einzelnes junges Mädchen den Weg herab, der von der sogenannten »Besenstraße« — dem großen prachtvollen Weg, der um einen Theil der Insel läuft, niederführte.

Es war eine schlanke edle Gestalt, noch voll Jugendfrische; aber gar so ernst schauten die schönen dunklen Augen um sich her, und die scharfgeschnittenen Brauen waren fest

zusammengezogen, ebenso die feinen Lippen geschlossen. Nicht eine einzige Blume oder ein anderer Tand schmückte dabei ihr Haar oder ihren Körper, ja sie schien sogar die Kleidung oder die Stoffe zu verschmähen, die ihnen von den Weißen, den verhaßten Fremden, herübergebracht worden. Ein Pareu von weicher gelbbrauner Tapa, der ihr nur wenig über die Kniee reichte, umschloß ihre Hüften und zeigte die tadellos schönen Formen ihres unteren Beines, während ein kurzer Ueberwurf von demselben Stoff, der *tehei*, ihre Schultern und den Oberkörper verhüllte. Voll und lockig hing ihr dabei das rabenschwarze Haar am Nacken nieder, von keiner Blume geziert, von keiner Faser Arrowroot gehalten. Wie sie die Arme untergeschlagen trug, wanderte sie — jedenfalls eine Fremde still und finster zwischen den geputzten fröhlichen Menschen hin, und nur ihr Blick überflog forschend die Gruppe, als ob sie irgend Jemanden suche. Sie hielt sich aber deshalb nicht auf — sie blieb nicht stehen, wo sie einen dichteren Knäuel Menschen versammelt traf. Nur im Vorbeigehen musterte sie die ihr Begegnenden, und als ein paar Fremde, von der wirklich auffallenden Schönheit des Mädchens, vielleicht auch durch ihre, jetzt und hier, auffällige Kleidung angezogen, sie in ihrer Bahn aufhalten und

anreden wollten, blitzte sie die Frechen mit den großen dunklen Augen trotzig an, und eilte dann nur um so rascher vorwärts.

Eben wollte sie auch, in eine der Seitenstraßen, rechts einbiegen, denn hier am eigentlichen Strand liegen nur die Häuser der reicheren Europäer, der Missionäre, der Consule und einiger Häuptlinge, und erst eine Strecke dahinter, mitten in einem wahren Wald von Brodfruchtbäumen, Orangen und Cocospalmen beginnen die eigentlichen Bambushütten der Eingebornen, in denen sie sich eher heimisch fühlen konnte. Da hielt sie plötzlich in ihrem raschen Gang inne — ihr Auge haftete stier und fast erschreckt auf einer kleinen Gruppe von Eingebornen, die sich ebenfalls um ein ähnliches Quartett gesammelt hatte und so zusammengedrängt standen, daß sie von dem, was außer ihrem Kreis vorging, gar nichts sahen, und auch wohl nichts sehen wollten.

Noch schien die Fremde nicht fest überzeugt zu sein, ob sie den, den sie wahrscheinlich gesucht, auch wirklich vor sich habe. — Sie schritt langsam und wie zögernd näher, und wandte sich jetzt etwas zur Seite, daß ihr Blick das Angesicht — wenigstens das Profil des dort Stehenden überfliegen könne; aber bald mußte auch ihr letzter Zweifel gehoben sein,

denn jetzt schritt sie auf ihn zu und dicht hinter ihm stehen bleibend haftete ihr Auge in Zorn und Schmerz auf der schlanken Gestalt des Mannes.

Es war ein Eingeborner, aber in der vollen Tracht seines Volkes, nur in den bunten und sogar grellgefärbten Kattun gekleidet, den ihnen die Fremden gebracht, und durch das weiche und auch festere Gewebe dieses Stoffes bald die alte, sonst gewohnte Tapa verdrängt hatten. Seine langen lockigen Haare trug er aber sorgfältig eingeölt und gekämmt, und mit einem der vorherbeschriebenen Bänder zurückgehalten, und das Schultertuch war von der linken Schulter zurückgeschoben, weil er mit dem linken tätowirten Arm ein neben ihm stehendes bildhübsches und noch blutjunges Mädchen umschlossen hielt, das sich dicht an ihn schmiegte. Beide waren aber so in den vor ihnen ausgeführten Gesang vertieft, daß sie die Fremde gar nicht bemerkten, bis diese endlich ihre Hand auf die Schulter des Mannes legte und mit leiser, von innerer Erregung bebender Stimme sagte:

»Patoï — find' ich Dich so, falscher Tanate, der Du mich aus meiner Heimath fortgelockt, um mich *elend* verderben zu lassen? Und war es nicht genug, daß Du mich zu Grunde richtetest — hast Du Deine gierige Hand schon wieder nach einer anderen Blume

ausgestreckt? O hüte Dich vor ihm, Schwester, hüte Dich. — Die Hand Atua's, des starken Gottes, liegt auf ihm, und er wird Dich verderben, wie er selber seinem Verderben entgegengeht.«

Erstaunt hatten sich die übrigen und nächststehenden Eingebornen, während das Quartett ruhig seinen Gesang fortsetzte, nach der Fremden umgedreht, und während Patoï — eben wohl nicht angenehm überrascht, einen Schritt zurücktrat, drängte das junge Wesen an seiner Seite, das er aber jetzt plötzlich losgelassen, gegen die Fremde vor und rief zornig:

»Was willst Du von ihm, Wahine? Ich bin sein Weib —«

»Sein Weib?« lachte da höhnisch die Fremde. — »Und gestatten Euch Euere Mitonares, Patoï zwei Frauen auf den Inseln zu nehmen? Aber nein! fort von ihm, Du Falsche — Du lügst — Hier steht sein Weib, dem er vor den Schädeln unserer Voreltern Treue geschworen. — *Eita anei oe a faarue i ta oe vahina?*¹ frugen ihn die Priester und er antwortete *eita*. Das Zuckerrohr in dem geheiligten Mirozweig hat unsere Häupter berührt und zwischen uns gelegen — und hundert Mal log er mir vor, wie glücklich er sich an meiner Seite fühle.«

»Patoï?« rief das junge Weib entsetzt, indem sie fort von seiner Seite trat. Patoï aber, der mit finster zusammengezogenen Brauen die Anschuldigung gehört, hatte indessen Zeit bekommen sich zu sammeln, und den Arm ausstreckend sagte er finster:

»Geh' fort von hier, Frau — ich kenne Dich nicht — ich weiß nicht woher Du kommst, noch wo Deine Eltern wohnen, oder ob Dich die Brandung an den Strand gespült — geh' fort. Diese hier ist mein Weib, mir von einem heiligen Mitonare angetraut. Was gehen mich die Schädel Deiner Vorfahren an — ich bin ein Christ!«

Die ganze Gestalt des jungen Weibes zitterte und bebte, als die kalten Worte dessen, der sie verrathen, zu ihren Ohren drangen. Unwillkürlich erhob sich ihr Arm — ihre Augen blickten stier auf ihn — ihre Lippen theilten sich und mit fast heißerer Stimme preßte sie die Laute vor:

»Du kennst mich nicht, Patoï? Du kennst die Frau nicht, die Du in Deinem Canoe von Eimeo hier herübergebracht — der Du vorgelogen, daß Deine Eltern hier in Tai arabu große Besitzungen hätten und die Du dann heimlich niederträchtig verlassen, daß sie sich an fremden Thüren ihre Brodfrucht betteln und mühsam zurück den Weg suchen mußte, der sie ihrer Heimaths-Insel näher brachte?«

»Sagt sie die Wahrheit, Patoï?« rief aber auch jetzt das junge Weib erschreckt, indem sie den Arm des Mannes faßte — »sagt sie die Wahrheit?«

»Nein,« erwiderte Patoï kalt, »sie lügt sie ist nicht mein Weib. Welcher Mitonare hat unsere Hände zu dem heiligen Bunde ineinandergelegt, der nie mehr getrennt werden kann? — frage sie?«

»Oro's Zorn über Deine Mitonares!« zischte aber jetzt die Fremde zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — »daß sie Atua verderbe und vernichte und das Land Pomare's rein von ihnen fege. Was kümmern sie *mich*, was hast *Du* mit ihnen zu thun?«

»Sie ist wahnsinnig!« rief aber Patoï, den jetzt immer mehr heranpressenden Eingebornen zu. »Die bösen Götter sprechen aus ihr. Ich habe nichts mit ihr zu thun — ich bin ein Christ.«

»Und Du willst *nicht* mit mir zurückkehren nach Eimeo?« rief die Fremde, und das bleiche, schöne Antlitz derselben bekam einen fast dämonischen Ausdruck. — »Du willst Deinen Schwur, den die Götter gehört, brechen, und Dein Weib verstoßen?«

»Du bist nicht mein Weib!« sagte der Eingeborne finster, indem er den Arm seiner jungen Frau ergriff, »komm', Alûa, laß' uns gehen. Sie ist rasend.«

»Ha, falscher Abtrünniger!« rief da das junge fremde Weib, indem es sich hoch und stolz emporrichtete — »kannst Du den Blick des Wesens nicht ertragen, das Du so schändlich hintergangen und betrogen? Aber selbst die Feranis, die mordend in unser Land kamen, haben Gesetze und strafen den Schuldigen, und sogar Deine Mitonares müssen Dich verdammen, wenn sie erfahren, wie Du einen Schwur gebrochen. Halt! laßt ihn nicht fort!« schrie sie aber, laut über die jetzt von allen Seiten herbeidrängende Menge der Neugierigen hin — und selbst die Sänger hatten ihr Quartett unterbrochen. — »Wo ist Euer Häuptling, daß ich ihn spreche und meine Klage vorbringe? Da steht der Verbrecher — eines Eidbruchs schuldig und ich will zwischen Euch treten und es beweisen.«

Patoï hatte allerdings versucht sich der ihm unbequem werdenden Anklage zu entziehen, indem er mit seiner jungen Frau der Zornigen aus dem Weg ging. Aber schon der herbeiströmende Menschengeschwärm machte das unmöglich, denn wie das überall ist, drängte von rechts und links Alles herzu, was sich nur in der Nähe befand und selbst aus der Seitenstraße liefen die Eingebornen heran, um zu sehen und zu hören, was es da gäbe. Patoï sah sich denn solcher Art auch bald von der Menschenmasse

eingeschlossen, und da die Polynesier gerade so neugierig sind, wie unser eigener Volksstamm — besonders die Frauen, die lieben Geschöpfe — so suchte Alles zu ihm zu gelangen, um zu erfahren was da eigentlich vor sei, und selbst die fremde Frau, um die sich besonders die Mädchen scharten, sollte erzählen.

»Gut! gut!« rief da Patoï — nur in dem Wunsch jetzt hier weg zu kommen, und seine Frau aus dem Bereich einer weiteren Enthüllung dieser Sache zu bringen, — »hier ist nicht der Platz; ich will Euch vor dem Richter Rede stehen — bestimmt die Zeit — was hab' ich zu fürchten, ich bin ein Christ. — Gebt Raum da, Freunde — gebt Raum. Patoï wird sich sicher stellen, wenn man ihn ruft — Ihr wißt, wo er zu finden ist« — und damit drängte er sich durch die ihm jetzt wirklich Raum gebende Menschenmasse hindurch, um nur erst einmal seine eigene Hütte, oder die seiner Frau zu gewinnen. Es kamen immer mehr Menschen, besonders viel Fremde hier zusammen und denen wollte er doch, so rasch als möglich, aus dem Wege gehen.

2.

Ein Häuptlings-Gericht auf Tahiti.

Patoï verließ nun allerdings den Strand von Papetee und war bald in dem Schatten der Orangen- und Brodfruchtbäume verschwunden, aber desto mehr drängte jetzt das neugierige Insulaner-Volk um die fremde Frau her, und vorzüglich die Mädchen hatten bald einen festen Kreis um sie gebildet und schienen entschlossen, der Sache, um welche es sich hier handle, auf den Grund zu kommen.

Das junge schöne Weib zeigte aber nicht die geringste Lust sich hier in einen Straßenklatsch einzulassen; das Herz war der Armen auch wohl zu schwer. Mit sichtbarer Mühe hatte sie die Thränen zurückgezwungen, die ihr in die Augen steigen wollten, und sie sagte ernst, aber nicht unfreundlich:

»Was wollt Ihr von mir? was soll ich Euch sagen? — er hat mich aus dem Hause meiner Eltern fortgelockt und den heiligen Schwur gebrochen, der uns für ewige Zeiten binden sollte. Ich bin auch nicht die einzige Verrathene hier,« setzte sie düster hinzu. »Die Fremden haben Sünde und Verbrechen in dies

Land getragen, daß sie sich ausbreiteten, wie die Guiaven am Strand, und ihre Wurzeln frech in jede Heimath schlugen. Es ist das jetzt eine Gewohnheit geworden, was sonst die Rache der Götter und die Strafe der Häuptlinge auf sie niedergezogen hätte. Doch laßt mich! ich will sehen, ob noch Recht und Gerechtigkeit unter diesen Palmen herrscht, oder ob die neue Lehre mit der neuen Sünde Hand in Hand geht. Ich verlange nichts als mein Recht, und das muß mir werden. Wo wohnt der Häuptling?«

»Komm, Wahine!« sagte da einer der jungen Burschen, der sich zu ihr durcharbeitete — »ich will Dich zu ihm führen. Aber wie heißt Du und wo kommst Du her? Du bist fremd hier.«

»Ich heiße Maita und stamme von Eimeo² — aber die Palmen meines Vaters liegen drüben gegen Sonnenuntergang.«

»Und hast Du keine Freunde auf Tahiti?«

»Keinen, als den, der jetzt mein schlimmster Feind geworden,« sagte das junge Weib düster. »Nie im Leben habe ich vorher mein Heimathland gekreuzt, oder mein Canoe aus den Riffen hinausgelenkt — bis der Falsche kam; der mich hinweglockte — aber fort! Wo ist das Haus des Häuptlings? Läßt mich mit ihm sprechen.«

»So komm,« sagte der junge Bursche wieder und ergriff ihre Hand, die sie ihm überließ; und während ihr die Uebrigen den Weg frei ließen, dann aber sich ihr anschloßen und ihr folgten, bogen sie ebenfalls rechts ein in die eigentliche indianische Stadt, um dort die Hütte des »Richters« aufzusuchen, denn die Fremde gedachte nicht die Hilfe der weißen Feranis anzurufen, um den Schuldigen zu strafen. Gegen ihre eigenen Gesetze hatte er gesündigt und der eigene Häuptling des Districtes oder der Insel sollte deshalb auch entscheiden.

Diesen fanden sie allerdings nicht daheim — die Mitonares hatten eine Versammlung, der er, da er den Eingebornen selber das Evangelium predigte, beiwohnen mußte. Es war auch eine gefährliche Zeit für die »Kirche«, denn die englischen Missionäre sahen plötzlich ihren ganzen Einfluß untergraben und bedroht, und während früher viele der von ihnen »bekehrten« Heiden zum Katholicismus übertraten, fielen sogar Andere wieder in ihr altes Heidenthum zurück und gaben dadurch den Uebrigen ein entsetzliches Beispiel. Und nicht einmal einschreiten konnten sie gegen diese Sünder, denn die brauchten sich nur unter den Schutz des französischen Gouvernements zu stellen, um vollkommen sicher zu

sein, daß die protestantischen Missionäre keine Hand an sie legen durften.

Die heutige Conferenz galt auch dem Gegenstand, wie es möglich sei, einen anderen Zustand herbeizuführen, und ob es nicht gerathen wäre, unverweilt Einen aus ihrer Mitte nach England zu senden, um von dort wirksame — das heißt bewaffnete Hilfe gegen die Uebergriffe der Franzosen zu erbitten, die ja schon im ganzen Land die Herren spielten.

Das arme und fremde junge Weib wurde aber nichts desto weniger von der Gattin des »Mitonare Mahova«, wie der würdige Geistliche und Friedensrichter hieß, auf das Freundlichste aufgenommen. Die Gastfreundschaft dieser Inseln kennt keine Grenzen, und selbst die ärmsten Eingebornen theilen willig das Letzte mit dem Fremden, wenn er ihre Hütte betritt.

Maita bekam Speise und Trank — eine milchgefüllte Cocosnuß wurde ihr gebracht, gebackene Brodfrucht und kleine saftig gebratene Fische. Auch eine weiche zartgeflochtene Matte breitete die alte gute Frau für sie aus, auf der sie ruhen konnte von ihrem langen Marsch, und dann erst mußte sie erzählen, was sie hieher geführt. Freilich machte die alte Indianerin, die Frau des

Mitonare, große Augen, als sie erfuhr, daß ihr junger Gast noch zu denen gehöre, die ihre »Irrthümer« nicht abgeschworen und an ihren früheren Götzen hingen, und sie fürchtete deshalb fast die Rückkehr ihres Gatten, der in solchen Dingen entsetzlich streng war. Aber ihrer Gastfreundschaft konnte das keinen Abbruch thun: die Fremde — ob Heidin oder Christin — mußte erst ausruhen und Trank und Speise zu sich nehmen, und alles Andere fand sich dann nachher, wenn ihr Gatte, der Mitonare, kam — sie war jedenfalls eine bessere Christin als wahrscheinlich der Mitonare selber.

Der fromme Mann kam endlich, und es war ein strenges Examen, das er mit dem armen jungen Weibe anstellte. Er frug sie auch weit weniger nach dem, was sie hergeführt, nach dem Leid, was ihr angethan, sondern mehr viel mehr nach der Veranlassung, daß noch Eingeborne auf der Nachbarinsel, auf welcher die frommen weißen Männer schon so lang gewirkt, dem bösen heidnischen Glauben anhängen könnten, und ob sie denn gar nicht die einstigen Strafen des Himmels fürchteten.

Maita wich den Fragen aus. Nicht deshalb war sie hergekommen, um über die alte Lehre zu streiten, der treu anhängend ihre Eltern und Voreltern gestorben

waren; nur ihr Recht wollte sie an einem Abtrünnigen verfolgen, der den Eid gebrochen, und kein Vergehen war von den Göttern mit strengeren Strafen belegt worden, als gerade dieses. Dem Friedensrichter blieb denn auch, da sie hartnäckig auf ihrem Verlangen bestand, eine öffentliche Gerichtssitzung zusammen zu berufen, nichts Anderes übrig, als ihr zu willfahren. Er durfte es — wie er recht gut wußte — nicht zurückweisen, ohne sich selber in Mißcredit zu setzen, und seine Boten eilten deshalb bald nachher durch ganz Papetee, um diejenigen der Eingebornen, die berechtigt waren, in einem solchen Rath zu sitzen, dazu einzuladen. Auch der Verklagte, dessen Namen und jetzige Familie die gute Frau des Mitonares schon lange vor dem indeß zahlreich eingetroffenen Besuch herausbekommen, wurde vorgefordert, um sich gegen die Anschuldigung der Fremden zu vertheidigen, und die Familie von dessen Frau eilte natürlich ebenfalls herbei.

Alûa's Eltern waren reich und angesehen in Papetee. Ein großer Cocospalmenhain gehörte ihnen ebenso eine neu angelegte Zuckerplantage; ihr Vater besaß sogar einen kleinen Kutter, auf welchem er mit den zu windwärts gelegenen Inseln Handel trieb und dort Cocosnußöl und *beech la mar* eintauschte, während er ihnen von den Missionären oder

landenden Wallfischfängern eingetauschte europäische Stoffe und Schmuck oder Eisenwaaren — ja man sagte: auch heimlich spirituöse Getränke, brachte. Es verstand sich von selbst, daß den Nachbarn eine solche Klage nicht gleichgiltig sein konnte, die sich gegen eine der angesehensten Familien des Orts richtete und schon durch ihre Oeffentlichkeit den bösen Zungen der Insel Gelegenheit gab, üble Nachreden über sie durch das Land zu tragen. Aber das Gericht ließ sich nun einmal nicht umgehen, die arme Fremde hatte jedoch, außer in dem Mitgefühl des weiblichen Theils der Bevölkerung — nur auf geringe Unterstützung zu rechnen. Die ganze Sache war dem aristokratischen Theil der Bevölkerung unangenehm, und je eher und rascher sie deshalb beigelegt wurde, desto besser.

Trotzdem vergingen noch immer wenigstens einige Stunden, bis die nöthige Zahl der Beisitzer herzuggerufen, und der kaum hundert Schritte von der Berathungshütte entfernt wohnende Verklagte der Indianer Patoï herbeigeholt werden konnte, um der Klage der Fremden Rede zu stehen.

Welch' ein wunderliches und doch wie malerisches Bild bot aber die Versammlung dieser einfachen Insulaner, die hier über das Vergehen eines ihrer Landsleute zu Gericht sitzen und ihn in der nächsten

Stunde entweder freisprechen oder verurtheilen sollten.

Die Sonne stand zu hoch am Himmel, um das Verhör in der eng eingeschlossenen und nur wenig dem frischen Luftzug offenstehenden Hütte abzuhalten. Draußen, im Schatten einer Anzahl von Brodfrucht-, Manga- und Orangenbäumen war es kühler, und dorthin konnte auch die frische Seebrise streichen, die von Point Venus herüber wehte.

Man konnte sich keinen prachtvolleren Gerichtssaal denken. Gerade über der Stelle, auf welcher Mahova, der eingeborne Missionär und Friedensrichter Platz genommen, stieg der schlanke Stamm einer mächtigen Cocospalme weit über das viel niederere Wipfelwerk der Fruchtbäume empor und wölbte seine gefiederte Krone im Sonnenlicht. Ein kleines Gestell war hier von Bambus aufgerichtet, auf dem Mahova, etwas erhöht über die Menge saß, und sie dadurch übersehen konnte. Rechts und links kauerten auf Matten die verschiedenen vornehmeren Eingebornen, die zu einem solchen Verhör gewöhnlich zugezogen wurden — eine Art von Geschwornen, und um diese her und vor ihnen einen Ring bildend, standen in kleinen Trupps und Gruppen die verschiedenen Nachbarn und sonstigen eingebornen Bewohner von Papetee,

zumeist Frauen und Mädchen, die aber den lebendigsten Antheil an dem Allen nahmen.

Noch weilte die Fremde in Mahovas-Hütte, denn der Verklagte war noch nicht erschienen, er zögerte eigentlich ein wenig lange und mißbrauchte die Geduld seiner Richter. Aber das hatte nicht viel zu sagen, denn es giebt kaum etwas auf der weiten Welt, was ein Indianer lieber thäte, als gerade *warten*. Einen Verlust an Zeit, so lange er nicht hungrig oder durstig ist und abgehalten wird — das zu befriedigen, kennt er nicht. Sein größtes Vergnügen ist dabei, unter einem Baum zu liegen und zu dem Wipfel hinaufzusehen; was that es deshalb wenn sie hier, vielleicht eine halbe Stunde länger, in Gesellschaft sitzen blieben und sich angenehm mit einander unterhielten. Es war nicht der Mühe werth, auch nur ein Wort deshalb zu verlieren.

Jetzt trat Patoï in den Kreis. Die Mädchen gaben ihm Raum und flüsterten mit einander. Er war ein hübscher schlanker Mann, und ordentlich stutzerhaft gekleidet. Er trug keine europäische Mode, sondern ging einfach in die indianische Tracht gehüllt: einen Pareu von hellblauem gestreiften Baumwollenzeug, der bei uns allerdings den Gedanken an einen Bettüberzug geweckt haben würde — ein *tehei* oder Schultertuch von dunkelblauem mit weißen Sternen

überstreuten Kattun, aber einen eigenthümlichen Schmuck von rothen *bibidio's* und den Auswüchsen der reifen Pandanusfrucht, diademartig in den mit Cocosnußöl erst frisch und fast zu reich getränkten Locken, auch ein Paar große weiße Sternblumen hinter den Ohren, wie es sonst eigentlich nur die Mädchen gebrauchen.

Es war augenscheinlich, er hatte sich zu diesem Verhör recht eigentlich herausgeputzt, um jedenfalls einen besseren Eindruck auf die Richter zu machen und besonders vornehm auszusehen. Ein beifälliges Murmeln lief auch durch die Versammlung als er den Ring betrat, was ihm kaum entgehen konnte, und auch wohl schwerlich entging. Er nahm aber trotzdem eine vollkommen gleichgiltige Miene an, und sich mit einer leichten Verbeugung an Mahova wendend, sagte er freundlich, aber doch auch mit einem gewissen vornehmen Blick:

»Mitonare-Mahova, ich bin vorgefordert, um hier auf die Klage einer fremden Frau zu antworten. — Wo ist sie, daß ich ihre Anschuldigungen zurückweisen kann.«

»Hier! Patoï,« sagte da plötzlich — ehe Mahova nur ein Wort darauf erwidern konnte, Maita, die jene Aufforderung gehört hatte und keinen weiteren Ruf abwartete. — In ihr *tehei* fest eingehüllt, die Arme

auf der Brust gekreuzt, trat sie ruhig vor, und ihre Locken mit einem raschen Wurf des Kopfes aus der Stirn schleudernd, ihm fest und mit finsterem Blick entgegen.

»Und wessen beschuldigst Du den Fremden?« frug Mahova, der die trotzige Gestalt der Frau mit eben nicht freundlichem Blick betrachtete. Maita schwieg einen Moment, und während lautlose Stille in dem Kreis herrschte, flog ihr Blick rasch und forschend über die Versammelten, ob sie vielleicht dort unter Allen ein befreundetes Gesicht entdecken könne. Umsonst, nur fremde Züge starrten sie neugierig an, und während kaum bemerkbar ein Seufzer ihre Brust hob, richtete sie sich plötzlich stolz empor und sagte mit fester und lauter Stimme:

»Des Eidbruches und Verrathes! Ich bin sein Weib und er hat mich schändlich und hinterlistig verlassen.«

»Und was sagst Du dazu, Patoï?«

»Ich leugne es,« erwiderte kalt der Indianer, »sie ist *nicht* mein Weib.«

»Lügner und Meineidiger!« schrie da das junge Weib in Schmerz und Entrüstung, aber Mahova unterbrach sie.

»Halt!« sagte er, »Deine Scheltworte helfen Dir nichts. Woher stammst Du und wer sind Deine

Eltern?«

»Zwischen Tamai und der Oponuho-Bai auf Eimeo liegt ihre Hütte,« sagte das Mädchen und sah den alten Mitonare fest an — »Pemotomo ist der Name meines Vaters — bekannt auf dem ganzen Eiland und einst gefürchtet, denn sein tapferer Arm widerstand den Fremden, die unser Land überschwemmt und die Götter waren mit ihm.«

»Pemotomo,« nickte Mahova, »wohl kenn' ich ihn! wohl kenn' ich ihn, und wenn es einen Menschen auf den Inseln giebt,« setzte er salbungsvoll hinzu, »der hartnäckig sein Ohr den guten Lehren verschloß und die Sünde des alten Götzenthums nicht abwerfen wollte, so ist *er* es.«

»Und was hat das mit dem Verrath des Mannes zu thun?« sagte das junge Weib finster — »ich bin seine Tochter und trete hier vor Euch, um mein Recht zu verlangen; mein Recht von jenem verrätherischen »Christen«, der Treu' und Glauben brach und sich mit schmeichlerischer Lüge in das Herz meines Vaters — in das meine stahl.«

»Und hast Du Zeugen?« sagte Mahova ruhig.

»Nein — nicht hier!« rief das junge schöne Weib, in dem ihr dunkles Auge wieder den Kreis fremder Gestalten maß — »aber leugnet er, daß ich die Wahrheit rede — will er auch Euer Ohr mit seinen

Lügen füllen, so gebt mir ein Canoe — ich bin arm und besitze hier kein eigenes — und in zwei Tagen schaffe ich Euch von Eimeo die Zeugen herüber, die jedes Worts meiner Klage bekräftigen werden.«

Noch während sie sprach, war einer der dort ansässigen englischen Missionare — eine lange, magere und bleiche Gestalt, in einen schwarzen Frack eingeknüpft und nach rechts und links freundlich und mit einer außerordentlichen Milde und Sanftmuth grüßend, um den Kreis herumgegangen und hatte sich dem Stuhl Mahova's genähert. Der eingeborne Richter schien auch nichtübel Lust zu haben, von seinem eigenen Ehrensitz aufzustehen und neben dem bleichen Mann zu stehen; dieser aber, mit seinem süßesten Lächeln, winkte ihm nur, seinen Sitz zu behaupten und blieb hinter seinem Stuhl, um dort, wie es schien, dem beginnenden Verhör beizuwohnen und den Erfolg abzuwarten.

»Aber, wie bist Du überhaupt von Eimeo herübergekommen, Wahine?« frug jetzt Mahova.

»Wer hat Dich gefahren, wenn Du kein eigenes Canoe besitzt?«

-»Fraget *den* Mann da, er könnte es Euch sagen,« rief das junge Weib — »und laßt ihn wagen, auch das Lügen zu strafen, was ich jetzt Euch erzähle. Er kam in meines Vaters Hütte und ward um mein Herz. Er

log, daß er in Taiarabu, an der Morgenseite von Tahiti, reiche Besitzthümer habe. Mein Vater willigte ein — ich wurde sein Weib und er nahm mich — nachdem er Monate lang bei uns gelebt — in sein Canoe, um mich in seine eigene Heimath zu bringen. In Waiuru landeten wir; dort gingen wir an's Ufer, weil er mir sagte, dort wohne noch Jemand, der ihm eine Schuld zu zahlen habe. Ich blieb in einer Hütte am Strand; er verließ mich und ich wartete dort geduldig, Tag nach Tag — aber er kehrte nicht zurück. Die Leute waren freundlich gegen mich, aber die Angst verzehrte mein Herz um den Gatten, den, wie ich damals fürchtete, ein Unglück betroffen haben mußte. Ich suchte ihn überall, ich stieg in die Berge hinauf und rief angsterfüllt seinen Namen. Nur das Echo antwortete mir, und jetzt, in der Sorge um sein Leben, wollte ich sein Canoe nehmen und nach Taiarabu fahren — aber es war fort. Ein Eingeborner hatte es genommen und wie er sagte, von Patoï gekauft. Ich verfolgte meinen Weg zu Fuß über den brennenden Corallensand am Strand — aber in Taiarabu war Patoï nicht, und die Leute lachten, als ich sie frug, wo sein Besitzthum läge. Jedenfalls »zu windwärts,« meinten sie, denn in Taiarabu habe er keines — nicht eine Cocospalme gehöre sein — nur eine verfallene Hütte in den Bergen drin, die er erst

abbrechen und neu bauen müsse, wenn er darin wohnen wolle.

»Ich kehrte nach Waiuru zurück,« fuhr das junge Weib fort, nachdem sie wohl eine halbe Minute, wie erschöpft, innegehalten. »Ich hoffte noch immer ihn jetzt dort zu finden — umsonst. Die Frau, bei der ich wohnte, zog ebenfalls Erkundigungen ein — er sollte auf der Straße nach Westen im Innern gesehen worden sein. Dorthin folgte ich und erreichte endlich, zum Tod erschöpft, Papara. Dort wurde ich krank und lag Monate lang in heftigem Fieber — eine arme heimathlose Waise — bei fremden Menschen, bis endlich meine Kräfte wiederkehrten und ich beschloß, nach Papetee zu wandern. Ich hoffte kaum mehr den Verlorenen zu treffen, aber von hier aus wollte ich suchen zurückkehren in die Heimath — zu meinem Vater. Ich glaubte nicht, daß mich Patoï verlassen habe — noch immer fürchtete ich, daß ihn ein Unglück betroffen, und meinen Vater wollte ich bitten, nach Waiuru zu fahren, um dort ihm nachzuforschen. Wie konnte das ein alleinstehendes schwaches Weib? Da traf ihn mein Blick hier in Papetee — seinen Arm um ein anderes Weib geschlungen. Sein Auge begegnete dem meinen ich sah, wie er erbleichte — aber er leugnete mich zu kennen — er log.«

»Halt!« rief da Patoï, der bei der Erzählung nur vergebens gesucht hatte, seine Unbefangenheit zu bewahren, »ich habe nicht geleugnet, daß ich sie kenne, ich habe nur geleugnet, das sie mein Weib ist — und das leugne ich noch! Kein christlicher Bund ist zwischen uns geschlossen.«

»Welcher Mitonare hat Euch getraut, Maita?« sagte der Mahova, »kannst Du ihn nennen?«

»Mitonare!« rief das junge Weib trotzig, »was kümmern mich Euere Mitonares? Weder mein Vater, noch ich sind ihrer falschen Lehre beigetreten, mit der sie uns unseren alten Göttern abtrünnig machen wollten. Aber deren Segen haben wir angefleht und jeder Gebrauch ist beobachtet worden, den die Gesetze vorschreiben; laßt , ihn das leugnen, wenn er es vermag, und straft er mich Lügen, so gebt mir Zeit, daß ich meinen Vater herbeirufe. Er wird kommen, so rasch ein Canoe im Stande ist, ihn herüber zu bringen«

»Ich leugne es nicht,« sagte Patoï ruhig, dem auch wohl der Gedanke nicht angenehm sein mochte, den alten wilden Pemotomo als Zeugen gegen sich zu haben. »Ich leugne auch nicht,« fuhr er mit erhobener Stimme fort, »daß ich selber meine Ohren lange den guten Lehren der weißen Mitonares verschlossen habe und in Blindheit und Unglauben fortlebte, wie

es Pemotomo von mir haben wollte. Um mich darin auch für mein ganzes Leben fest zu binden, damit ich nicht schwankend werden sollte, wollte er, daß ich sein Kind zum Weib nehme.«

»Lügner!« donnerte ihn da das junge Weib an, und wild emporfahrend flog der Tehei von ihrer Schulter zurück, der nackte Arm der Zürnenden streckte sich gegen ihn aus, und wie sie so, majestätisch und zu ihrer vollen Größe emporgerichtet, mit in der Brise wehenden Locken, mit blitzenden Augen vor ihm stand, glich sie einer zürnenden Göttin ihrer Heimath, die niedergestiegen war, einen Abtrünnigen zu strafen.

Mahova hatte indessen mit dem hinter ihm stehenden Missionär geflüstert und dieser wandte sich jetzt an Patoï mit der Frage:

»Und weshalb hast Du die Frau verlassen, die doch mit Dir von Eimeo gekommen? Wäre es nicht ein gutes Werk gewesen, wenn Du versucht hättest, sie von ihren Irrthümern zu überzeugen und dem Glauben des rechten Gottes zu gewinnen?«

»Das habe ich gethan, Mitonare,« sagte Patoï, »an jedem Gotteshaus, an dem wir vorüber kamen, bat ich sie mit mir einzutreten und zu hören, was die guten Männer sagten — sie weigerte sich; ja als ich mehr und mehr in sie drang, verspottete sie mich und

höhnzte, ich sei schlimmer als ein Weib, daß ich den Lügen lauschen wollte, die von den Lippen der schwarzen Männer kämen.«

»Ist das wahr, Maita?«

»Es ist wahr,« erwiderte trotzig das junge Weib, indem sie ihren Tehei wieder um sie herzog. »Meines Vaters Tochter wird nie den Glauben ihrer Eltern abschwören.«

Der hinter dem Stuhl des Richters stehende Missionär hob seufzend das Auge zu dem über ihm wehenden Palmenwipfel und flüsterte dann wieder Einiges mit Mahova.

»Und was verlangst Du jetzt?« frug dieser das Mädchen von Eimeo.

»Was ich verlange?« rief Maita erstaunt, »und fragt Ihr das noch? Ich bin das Weib dieses Mannes, das er schändlich verlassen, aber ich will es vergessen, wenn er reuig mit mir zu meinem Vater zurückkehrt. Ist er arm? wohl — es schadet nichts — wir haben Haus und Feld und Palmen, und die Brodfrucht ist so süß in Eimeo als in Tahiti — und süßer noch,« setzte sie weich und fast wehmüthig hinzu, »denn sie ist ja das Brod der Heimath.«

»Und willst Du mit ihr zurückkehren, Patoï?«

»Ich zurückkehren?« rief aber dieser, wie entrüstet über die Frage. Bin ich nicht hier jetzt mit dem Segen

der christlichen Kirche verheirathet an Alûa — Arowia's Tochter? — Hat nicht jener heilige Mann, der gerade jetzt hinter Deinem Stuhl steht, Mahova, unsere Hände ineinander gelegt, und kann das Band wieder zerrissen werden, das der neue und allein mächtige Gott geschlossen hat, weil die in den Staub getretenen und verbrannten alten Götter bei einem anderen angerufen wurden?«

Ein weher Schmerz zuckte durch Maita's Züge, aber sie erwiderte kein Wort mehr. Fest hüllte sie sich wieder in ihr Schultertuch und unter den zusammengezogenen Augenbrauen funkelte ihr Blick nur düster, aber in verächtlichem Schweigen nach dem Verräther hinüber. Wohlgefällig hatte aber indessen der Missionär den Worten Patoï's gelauscht und mit dem Kopf genickt, während Mahova, dem die Bewegung nicht entgangen, ausrief:

»Er hat Recht, wahrlich, er hat Recht. Gegen den wahren Glauben müssen die Verbindungen mit den alten falschen Göttern in nichts zusammenfallen — gut gesagt, Patoï — Du darfst Dein christliches Weib nicht verlassen, um in den Unglauben zurückzukehren.«

Die Zuschauer hatten sich bis jetzt merkwürdig ruhig bei dem ganzen Verhör gehalten, und Alle waren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem

Verlauf gefolgt. Jetzt aber schienen doch einzelne Frauen nicht ganz mit dem eben gegebenen Urtheilsspruch einverstanden, und wenn sie auch nicht, dem weißen Missionär gegenüber, Maikas Partei zu ergreifen wagten, rief es doch von da und dort:

»Aber weshalb hat Patoï seine Frau heimlich verlassen? Ist es Recht, daß er sie ihren Eltern wegnimmt und allein auf der fremden Insel läßt? — Und darf ein Christ denn auch *zwei* Frauen haben?« rief eine Dritte — »in der heiligen Schrift steht nichts davon! —«

Ein paar alte Damen nahmen dagegen wieder die Partei des Mitonare, und nun ging der Lärm los, denn die Vertreter des armen fremden Weibes hatten ec« jetzt nicht mehr mit dem Mitonare selber, sondern mit ihres Gleichen zu thun, und denen waren sie im Zungenkampf immer gewachsen.

Mahova kümmerte sich nicht darum. Er sprach angelegentlich mit dem Missionär, und indessen zog sich der Ring der Streitenden immer enger zusammen, so dass sie die Klägerin und den Verklagten schon fast dicht umgaben — Das junge Weib achtete nicht darauf. Während Patoï die auf ihn einstürmenden Vorwürfe von sich abzuwenden suchte, und sich immer wieder darauf berief, daß er

Christ, daß er Mitonare geworden, und alle heidnischen Verbindungen deshalb abschütteln müsse, stand sie regungslos und unbewegt und nur ihre Augen bohrten sich fest in den Verräther, daß er sich abwenden mußte, weil er dem Blick nicht begegnen, ihn nicht ertragen konnte.

Da hob plötzlich Mahova den Arm.

»Rube!«. schrie er über das Toben hinaus »zurück Ihr Männer — zurück Wahines auf Eueren Platz. Was habt Ihr da zu lärmern und zu zanken, wo das Gericht noch sitzt, und die Häuptlinge und Kirchenältesten erst ihre Meinung sagen müssen? Bis jetzt habe ich nur gesprochen, jetzt hört auch welches Urtheil die sprechen. Ihr habt gar nichts hinein zu reden, fort mit Euch!«

Das Publikum schien allerdings nicht recht mit der Zurückweisung einverstanden, aber gesetzlich hatte Mahova, wie sie sehr gut wußten, Recht, und es blieb ihnen deshalb nichts weiter übrig, als eben zu gehorchen. Daß übrigens der weiße Mitonare mit dem, was Mahova gesagt, vollkommen einverstanden war, sahen die »Kirchenältesten« wohl. — Jener schien in der That den Ausspruch gethan zu haben, und sie dachten gar nicht daran ihm da feindlich entgegen zu treten. Was kümmerte sie auch die Fremde von Eimeo?! Ihr Ausspruch lautete deshalb

mit dem, was der Richter schon gesagt, vollkommen übereinstimmend, und der Urtheilsspruch über die arme Verrathene war gefällt: sie hatte keine Ansprüche an einen Christen, wenn sie nicht selber ihre alten Irrthümer abschwören wollte, und selbst dann sei Patoï jetzt gebunden, da Alûa, Arowia's Tochter, vor dem heiligen Altar sein Weib geworden. — Das Band könne nicht zerrissen werden. Allerdings, setzten Einige von ihnen hinzu, habe Patoï darin nicht ehrlich gehandelt, aus seiner früheren Verbindung ein Geheimniß zu machen, aber strafbar sei er doch nicht, da die Mitonares keine heidnischen Formeln und Gebräuche anerkannten. Es sei eben eine Sünde seines früheren Lebens gewesen und er müsse suchen sich durch Buße und Gebet davon zu reinigen.

Maita verzog bei diesem Urtheilsspruch keine Miene. Regungslos und wie aus Stein gehauen stand sie in der Mitte des bunten Kreises und schien die zu ihr gesprochenen Worte kaum zu hören. Zuletzt, als Alle geendet, und selbst die lärmenden Eingebornen sich nicht regten, weil sie die Antwort der Fremden hören wollten, sagte sie leise, aber doch mit vollkommen deutlicher Stimme:

»Und was wird jetzt aus mir?«

»Was aus *Dir* wird, Wahine?« wiederholte Mahova, aber doch wohl etwas gerührt von der schmerzlichen und stillen Resignation, die in den Worten lag — »kehre ruhig nach Eimeo zurück — es darf Dich keine Seele auf Tahiti kränken — oder wenn Du noch weilen willst, so sei willkommen. — Du findest eine Matte in Mahova's Hütte und Fisch und Brodfrucht genügend, um Dich zu sättigen. Vielleicht ist es doch noch möglich Dich zu überzeugen, daß Du wirkliche Ruhe nur in dem wahren Glauben findest.«

»Wenn Euer Glaube so richtet, wie er jetzt gerichtet hat,« sagte das junge Weib ruhig, »so kann er nie der meine sein. Laßt mich in Frieden ziehen. — Aber eines verlange ich von Euch von Patoï,« setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, »und Ihr müßt es mir zusprechen, denn es verstößt weder gegen die Gesetze Eueres neuen Gottes, noch hat es mit denen unserer alten Götter etwas gemein.«

»Und was ist es, Wahine?«

»Patoï,« sagte die junge Frau, und wieder suchte ihr Blick den abtrünnigen Gatten, »hat mich von Eimeo nach Tahiti gerudert und hier verlassen. Ob er daran Recht gethan oder gesündigt, mag Euer Gott richten. — Er will hier bleiben — gut. Er hat mir das Herz gebrochen, aber ich werde nicht weiter klagen,

auch nicht länger hier seinen Frieden stören, mit seiner jungen Frau. Doch eines verlange ich von ihm: Er soll mich in seinem Canoe wieder hinüber an die Küste von Eimeo rudern — nicht an das westliche Ufer,« setzte sie rasch hinzu, »in dessen Nähe mein Vater wohnt — nur hinüber nach Afareaita oder an irgend einen der nächsten Punkt, von dem aus ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen kann. — Er mag dann zurückkehren. Nur wenige Stunden Arbeit sind es, die ich von ihm verlange — es ist nicht viel gegen das ganze lange Leben, das ich jetzt *allein* verbrüten muß.«

Todesschweigen herrschte rings umher. Die Forderung war wunderbar, denn jedes andere Canoe hätte sie eben so gut hinüber gebracht. Jetzt aber brachen die Frauen, deren Herz noch immer auf die Seite der Mißhandelten trat. auf's Neue los. Das war, wie sie riefen, die geringste Strafe, die den Mann treffen konnte, der seine Frau verlassen hatte: daß er sie wieder an die Küste und in die Binnenwässer ihres eigenen Ufers bringen mußte, und er könne und dürfe das nicht weigern.

Der Missionär und Mahova sprachen leise miteinander. Es schien dem Ersteren selber nicht viel daran zu liegen, daß Maita, jetzt mit dem Mitgefühl für sie erweckt, und dabei eine starre Heidin, länger

als nöthig hier auf Tahiti blieb, wo die Franzosen schon so Viele in ihrem »Glauben« erschüttert, und ihren alten Missionären abwendig gemacht hatten. Ja wer wußte denn, ob nicht die Feranis selber am Ende die Sache in die Hand nehmen, und dann einen ganz andern Urtheilsspruch fällten. — Es war ihnen in der Hinsicht Alles zuzutrauen und es deshalb jedenfalls besser, daß die Fremde Tahiti so rasch als irgend möglich wieder verließ.

Patoï selber schien der Vorschlag nicht sonderlich zu behagen; die hier gegen ihn herrschende Stimmung konnte ihm aber auch kein Geheimniß sein und er wagte nicht, sie zu verschlimmern — wollte er doch zwischen den Bewohnern von Tahiti leben. Nur seine Bedenken konnte er nicht alle unterdrücken.

»Du willst nur, daß ich Dich hinüber nach Eimeo rudern soll, Maita, sagte er, »um unterwegs mein Herz mit Deinen Klagen zu bewegen, und mich dem neuen Glauben zu entfremden. Es hilft Dir aber nichts. — Ich *bin* ein Christ und bleibe es.«

»Habe keine Furcht,« sagte das junge Weib demüthig — »bei meinen Göttern schwöre ich Dir, daß ich auf dem ganzen Weg, von hier bis Eimeo, und bis ich dort an's Land gestiegen bin, kein Wort, keine Silbe zu Dir reden werde. Genügt Dir das?«

»Ja,« jagte Patoï nach kurzer Pause — es war auch in der That das Äußerste, was er erwarten konnte. — »So komm', ich werde Dich nach Eimeo rudern. Du sollst nicht sagen können, daß ich Dich hier auf der fremden Insel ohne Hilfe gelassen.«

»Das ist gut; das ist recht gut von Dir,« sagte die junge Frau leise und schaute still zur Erde nieder und Patoï blickte stolz im Kreis umher, als ob er fragen wollte: »handle ich nicht edel? — ich thue es, ehe mich der Mitonare dazu gezwungen.« Er sah nicht das bittere Lächeln, das um Maita's Lippen zuckte. — Er kannte überhaupt die Frau noch nicht, die da so demüthig und wie in ihr Schicksal ergeben, vor ihm stand, und welche Leidenschaften in ihrem Herzen glühten. Ihres Vaters heißes Blut rollte in ihren Adern und nur unwillig fügte sie sich jetzt dem Zwang

3. Maita's Rache.

Mahova, der Richter, schien mit der gütlichen Beilegung dieses Streites außerordentlich zufrieden, denn daß Viele der Eingebornen, besonders fast alle Frauen auf Seiten des verlassenen jungen Weibes standen, konnte ihm nicht gut entgehen, und doch durfte er als Mitonare nicht heidnischen Gebräuchen irgend ein Recht über christliche zugestehen, noch dazu da der weiße Mitonare an seiner Seite in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Jetzt war das Alles erledigt, und er bot Patoï denn auch rasch sein eigenes Canoe an, um damit über den, etwa anderthalb deutsche Meilen breiten Seearm, der Eimeo von Tahiti trennte, hinüber zu rudern. Ja mit der jetzt wehenden Brise konnte er vielleicht sogar hinüber *segeln* und dann noch an dem nämlichen Abend oder in der Nacht zurückkehren Die See war still und ruhig und eine Gefahr nicht zu fürchten.

Die Vorbereitungen nahmen dabei nicht viel Zeit weg. Allerdings wollten fast alle Frauen Maita erst in ihrer Hütte haben, um sie mit Speise und Trank zu

erfrischen, aber sie schlug alles ab. — Nur etwas gebackene Brodfrucht, ein paar Orangen und Cocosnüsse nahm sie an, welche ihr die Kinder hineintrugen.

Dann schritt sie zum Strand hinunter und kauerte sich, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, vorn im Bug des Canoe nieder. Sie war eine Ausgestoßene, was kümmert sich um sie — um wen brauchte sie sich zu kümmern?

Patoï säumte ebenfalls nicht, das Canoe in Stand zu setzen; das leichte Mattensegel wurde gebracht und gehißt, und mit der von Osten am Ufer hinwehenden Brise glitt das schlanke Fahrzeug rasch durch das stille Birnenwasser der Bai, immer der Nordküste Tahiti's folgend, bis sie eine mehr westlich gelegene Durchfahrt durch die Riffe erreichten, und dann Eimeo gerade gegenüber hatten.

Das Canoe war eines der hier stets gebräuchlichen Fahrzeuge, einfach aus einem Stamme ausgehauen, und mit rundem Boden. Dadurch segelte es rascher, wäre aber auch leicht umgeschlagen, wenn nicht ein sogenannter »Ausleger« (*outrigger*) ihm volle Sicherheit gewährt hätte.

Diese Ausleger bestehen in zwei, fest an dem Canoe, und zwar querüber befestigten Stangen oder Hölzern, die nach rechts hinaus einen leichten,

kufenartig geschnittenen Balken halten. Dieser schwimmt dadurch, etwa vier Fuß vom Rande des Canoes entfernt, und mit diesem parallel auf dem Wasser, und ist natürlich fest mit Bast an die Querhölzer geschnürt. Ein Umschlagen des Fahrzeuges, ja selbst ein Schaukeln wird dadurch unmöglich gemacht, denn nach links hinüber kann es nicht, weil es dann den ganzen, noch dazu vier Fuß abstehenden Balken aus dem Wasser heben müßte, und nach rechts zu ebensowenig, da sich der Balken von leichtem Holz nicht auf die Entfernung und mit den Stangen unter Wasser drücken läßt. Selbst bei unruhiger See fahren deshalb diese Canoes außerordentlich sicher. Ohne den Ausleger freilich würde man sich nur sehr vorsichtig darin bewegen müssen, da der runde Boden der geringsten Neigung des Körpers folgt. Patoï wußte, wie alle Insulaner, vortrefflich mit einem solchen Canoe umzugehen, und wie das Segel nur erst einmal gesetzt war, hatte er allerdings auch weiter nichts zu thun, als eben nur sein kurzes Ruder als Steuer in das Wasser zu halten, wobei er bequem hinten im Stern seines kleinen Fahrzeuges, und fast ausgestreckt ruhen konnte.

Vorn im Bug saß Maita, ihres Versprechens eingedenk. Kein Wort kam über ihre Lippen, die Hände um das rechte Knie gefaltet suchte nicht

einmal ihr Blick den Ungetreuen und Abtrünnigen, sondern haftete an dem lieblichen Bild, an dem sie jetzt rasch und sacht vorbei getragen wurden.

Noch konnte sie, da sie rückwärts im Bug saß, die freundlichen und selbst reichen Wohnungen erkennen, die rings am Strand von Papetee standen und die schöne Bai fast einschloßen. Dahinter stieg ein dichter Laubwald von Fruchtbäumen empor, über dem die stolzen Palmen ihre Wipfel neigten, und hinter dem Ganzen thürmten sich die dicht bewaldeten Hänge des Gebirgsrückens auf mit seiner scharf eingeschnittenen Schlucht, mit seinen Abhängen und schroffen Wänden, über welche hie und da ein kleiner Wasserfall herniederschoß, während selbst dort oben einzelne Cocospalmen Wurzel gefaßt, und ihre zarten Blattwipfel deutlich gegen den blauen Himmel abzeichneten.

Und dann zur Linken die herrliche Bai mit den vielen bewimpelten Schiffen und darinnen die prachtvolle kleine Insel Motu Otu, der alte Königssitz der Pomaren, mit ihren Palmen und schattigen Büschen. — Es war ein Paradies, an dem sie vorüber glitten, und doch trug das junge Weib die Hölle im Herzen. — Aber sie sprach trotzdem kein Wort; sie rührte und regte sich nicht, und nur ihr Athmen, ihr funkelndes Auge, verrieth daß sie lebe.

Das Canoe glitt indessen rasch in dem Binnenwasser der Riffe am Ufer hin — die Palmen traten weiter davon ab — das Ufer wurde sandiger, und nur Guiavenbüsche deckten es hier. Weiter und weiter verfolgte das schlanke Fahrzeug seinen Weg, und jetzt hatten sie die westliche Einfahrt erreicht, die einen breiten Canal, der See zu, öffnete — und dort drüben lag Eimeo, Maita's Heimathland. Aber sie beachtete es nicht — keinen Blick warf sie hinüber, und wie in's Leere starrte ihr Auge, den ganzen langen Weg.

Selbst Patoï wurde das Schweigen zuletzt peinlich, und er war selber ein paar Mal nahe daran, es zu brechen; aber er bezwang sich doch. Es war besser, sie verfolgten so ihren Weg. Was hätten sie sich auch sagen können, welches andere Wort konnte von den Lippen der Armen, Verrathenen kommen, als nur ein Vorwurf über ihr zerstörtes Glück. Aber sie gab dem keinen Laut, und wie abgeschlossen mit dem Leben saß sie im Canoe.

Die Brise hielt wohl noch an, wurde aber immer schwächer, und als Patoï den Meeresarm endlich gekreuzt und in die Einfahrt der Eimeo-Riffe biegen wollte, starb sie ganz weg. Er mußte das Segel niederlegen und zu dem Ruder greifen, um nicht

durch die Strömung gefährdet, und gegen die Brandung getrieben zu werden.

Vorn im Canoe lag noch ein Ruder und er hätte gern Maita aufgefordert ihm zu helfen, desto schneller wären sie vorwärts gekommen — aber er wagte es nicht, und das junge Weib selber bemerkte wohl kaum, daß eine Veränderung mit dem Segel vorgenommen worden, so stier hing ihr Blick jetzt an der über die Riffe stürzenden Brandung, zwischen der sie hinglitten. Der Weg lag ja aber nun auch nicht mehr so weit. Allerdings war die Sonne schon hinter den kühngerissenen Felskuppen Eimeo's verschwunden, aber die Entfernung zwischen der Einfahrt und dem Land auch nur gering und schon ließen sich deutlich die einzelnen, in schattigen Fruchtbäumen halb versteckten Bambushütten Afareaita's erkennen.

Patoï schien indessen nicht gesonnen gerade an dem Hauptort der Insel zu landen, wo, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit, doch die Möglichkeit vorlag, daß er den am entgegengesetzten Theil der Insel wohnenden Pemotomo treffen konnte. Der Gefahr durfte er sich natürlich nicht aussetzen. Er hatte überdies auch nur versprochen, Maita in Eimeo an's Land zu setzen; ja sie nicht einmal mehr von ihm verlangt. Hütten lagen hier überall zerstreut am Ufer

hin, und sie konnte aller Orten ein Unterkommen finden. Früchte gab es ebenfalls im Ueberfluß, mehr noch als selbst auf Tahiti, er erfüllte also vollkommen sein gegebenes Wort, wenn er sie an eine der etwas abgelegenen Stellen landete, und Maita schien auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden, als ihr die neue Richtung nicht mehr entgehen konnte, die das Canoe verfolgte

Immer seichter wurde hier das Wasser; schon seit sie die Einfahrt passirt, konnte man überall deutlich auf dem Grund die wunderlich geformten Korallen erkennen, aus denen alle diese Riffe, ja ein großer Theil der Südsee-Inseln selber bestehen. Hie und da ragten sogar einzelne über die Oberfläche hervor, und Patoï mußte genau aufpassen, um nicht mit seinem Fahrzeug aufzurennen. Aber er wußte mit demselben vortrefflich umzugehen, und nicht lange nachher, so scheuerte sein Bug, nicht weit von dort, wo zwei andere Canoes an einer Liane befestigt lagen, und dadurch die Nähe einer menschlichen Wohnung verriethen den Korallensand.

»Maita,« brach da der Indianer das Schweigen — »hier bist Du auf Eimeo — soll ich Dich an's Ufer geleiten?

Das junge Weib war aufgestanden, und ihr Blick streifte zum ersten Mal die befreundete Küste, aber

sie erwiderte keine Silbe. Ihr linker Fuß ruhte einen Moment auf dem Rande des Bugs, dann sprang sie leicht und flüchtig, ohne auch nur den Kopf nach ihrem Führer zurückzudrehen, an's Land.

»Willst Du die Früchte nicht mitnehmen, Maita?«
Keine Antwort.

»Willst Du mir nicht ein Joranna sagen, Maita?« rief Patoï, dem es doch jetzt beklommen um das Herz wurde, als er die Frau so scheiden sah — aber er erhielt auch jetzt keine Antwort. Ihren Tehei fest um sich gezogen schritt sie auf die nächsten Büsche zu, und war wenige Secunden später in dem Gesträuch seinem Blick entschwunden.

»Stolzes Ding«, murmelte der Indianer zwischen den Zähnen durch — »nicht einmal eine Antwort hat sie für mich. Aber was thut's,« setzte er leicht hinzu — »vielleicht ist's besser so, und war jedenfalls desto rascher abgemacht. Joranna Maita! wir passen doch nicht zu einander, Du und Dein Vater, die nur immer von der Wiederherstellung ihrer verlorenen Freiheit träumen, und danach drängen, während ich mich nach einem ruhigen Leben sehne. Joranna, Joranna! kehre in Deine Wildniß zurück und vergiß den armen Patoï, dem Du einstmals Dein Herz geschenkt.«

Eingeborne kamen am Ufer langsam herab, wohl nur um zu sehen, wer da in einem Canoe gelandet

wäre. Patoï mochte ihnen aber auch nicht begegnen, und sich am liebsten vor Niemanden auf Eimeo sehen lassen. Je schneller er deshalb nach Tahiti zurückkehrte, desto besser, und das konnte er noch recht gut in der nämlichen Nacht bewerkstelligen. Die Sonne ging allerdings unter, aber es war noch hell genug, um sicher aus den Riffen hinauszukommen, und erst einmal draußen auf der ruhigen See durfte er sich Zeit lassen und langsam nach Tahiti hinüber rudern. Außerdem hatte er ja auch noch die von Maita verschmähten Früchte und Lebensmittel im Canoe, um unterwegs davon zu zehren, und wenn er erst das Binnenwasser von Tahiti erreichte, so trug ihn gegen Mitternacht die Fluth, ohne daß er sich weiter anzustrengen brauchte, von selber nach dem Hafen zu.³

Noch einen Blick warf er auf das Ufer und die Stelle zurück, an welcher Maita in den Büschen verschwunden, aber es war kein lebendes Wesen dort zu erkennen, und sein Ruder wieder gegen den Sand stemmend, schob er sein Canoe in tiefes Wasser und ruderte dann rasch dem Eingang der Riffe zu. Die Leute am Ufer kümmerten sich auch in der That nicht um ihn. Eingeborne landeten zu allen Tageszeiten und fuhren auch wieder ab, theils um zu fischen, theils um drüben in Tahiti ihre Produkte zu verkaufen

— wer frug nach Einem von ihnen? Wenn er etwas von ihnen wollte, kam er schon selber.

Patoï näherte sich jetzt der Einfahrt — noch einmal schaute er sich um. — Die kleine friedliche Bai lag still und einsam, und nur etwas weiter oben, am Dorf Afareaita selber, herrschte lautes fröhliches Leben, und sogar der Schall einer Trommel, die das junge Volk zum Tanze rief, klang zu ihm herüber. Aber Patoï fühlte sich nicht davon angelockt; er hatte in Eimeo nichts mehr zu suchen und mochte sich noch weniger zwischen die Bewohner mischen. Sein Weg lag hinüber nach Papetee und aus dem Binnenwasser dieser Insel hinaus, und je rascher er den zurücklegte, desto besser. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er die Einfahrt erreicht, ruderte zwischen den sich überstürzenden Brandungswellen hindurch und hielt nun erst eine Strecke draußen, und jetzt in offener See angekommen, um erst einmal etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Er war durch die lange Fahrt hungrig und durstig geworden, und mußte sich erst wieder stärken.

Zu dem Zweck legte er sein Ruder in das Canoe, öffnete mit dem kleinen Messer, das er bei sich trug, eine der jungen Cocosnüsse, trank daraus in langen durstigen Zügen, und legte sich dann die gebackene Brodfrucht auf die Ruderbank, um beim Arbeiten

davon zu zehren. Er durfte nämlich nicht zu lange ruhig sitzen, denn die Fluth hatte schon begonnen, sie fing an ihn langsam gegen die Riffe zurück zu treiben, und erst wenn er die Höhe des zwischen Eimeo und Tahiti liegenden Meeresarms erreichte, mochte er darauf rechnen, durch die Strömung begünstigt zu werden.

Von hier ab, wo er sich jetzt befand, konnte er aber die innere Bai in den Riffen von Eimeo nicht mehr übersehen, und doch rüstete sich dort ein kleines Canoe, um ihm hinaus auf die See zu folgen.

Kaum war nämlich sein Fahrzeug hinter den Brandungswellen verschwunden, als Maita, von einer alten Frau gefolgt, wieder aus den Büschen trat und zu der Stelle hinabeilte, wo die beiden kleinen Canoes befestigt lagen. Sie hielt eine Ruthe in der Hand, an der etwa zwanzig oder dreißig kleine Fische hingen, und warf sie, dort unten angekommen in eins der Fahrzeuge. . .

»Und Du sendest mir das Canoe wieder zurück, Kind?« sagte die alte Frau besorgt. »Ich muß mich fest darauf verlassen können, denn es gehört dem Mitonare, und der würde entsetzlich böse werden, wenn er es erführe. Du weißt, Dein Vater steht sich nicht gut mit ihnen — er ist ein arger Trotzkopf, und

will nun einmal nicht glauben, was sie ihm vorerzählen.«

»Ihr könnt Euch darauf verlassen, Mutter, morgen Abend vor Sonnenuntergang wird es Anoui, mein jüngster Bruder, wieder hier an derselben Stelle angebunden haben.«

»Und Du willst in der Nacht fahren und ganz allein? Kind, Kind, in der Nacht hat ein junges Mädchen eigentlich nichts in den Binnenwässern zu suchen, ausgenommen, es fährt mit ihren Eltern auf den Fischfang. Bleib' heute Abend bei mir, und morgen Früh kannst Du, meinetwegen mit Tagesanbruch, Deine Reise antreten.«

»Ich muß fort, Mütterchen — es geht nicht anders,« entgegnete Maita — »kenne ich doch die Bahn, die ich zu nehmen habe so genau, und der Vater möchte sich um mich sorgen.«

»Nun meinetwegen, Herz; Du folgtest überhaupt von klein auf nur Deinem eigenen Kopf — ich weiß es, was für Noth Deine Mutter mit Dir gehabt hat, also geh' in des Himmels Namen. Was willst Du aber nur mit den Fischen? Deren gibt's doch bei Euch wahrhaftig genug. Hättest Du dafür lieber etwas mehr gegessen.«

»Ich danke Euch — ich bin satt — laßt mir die Fische und lebt wohl. Atua möge Euch für den Dienst

segnen, den Ihr mir erzeigt.«

»Atua? o mein süßer Heiland,« rief die alte Frau, »wenn das der Mitonare gehört hätte, und ich weiß nicht einmal, ob Dich sein Canoe trägt, sobald Du so gottlose Worte darin sprichst. Ach was soll einmal aus Dir werden, wenn Du stirbst, Maita? — was soll nur einmal aus Dir werden? denke Dir, wenn Du für ewig in der Hölle braten müßtest, und der Mitonare schickt Dich hin! der Mitonare schickt Dich heilig hin.«

Maita lächelte — es war das erste Mal, daß ihr Gesicht wieder einen freundlichen Ausdruck zeigte, und sie sah gar so lieb damit aus.

»Sorgt Euch nicht um mich, Mütterchen,« nickte sie, indem sie das Canoe vom Bande löste und hineinsprang, »der alte bleiche Mitonare wird wohl selber dorthin gehen müssen, wohin er geschickt wird, und Niemand Anderen senden können. Ich folge den Geboten der Götter und sie werden mich schützen. — Joranna! Joranna!« und ihr Ruder einsetzend, glitt sie rasch über die unbewegte klare Wasserfläche, während die alte Frau ihr eine Weile kopfschüttelnd nachschaute, und dann selber in ihr Hütte zurückkehrte. Es wurde dunkel und sie konnte außerdem nicht viel mehr draußen erkennen.

Indessen *stand* Maita in ihrem Canoe, das leicht und scharf gebaut war, und rasch mit ihr über die Fluth schoß; aber sie handhabte ihr Ruder auch mit allen Kräften, als wenn es gälte ein bestimmtes Ziel zu erreichen, nicht nur um in aller Ruhe nach Hause zurückzukehren. Die alte Frau würde auch sehr besorgt um sie gewesen sein, wenn sie gesehen hätte, daß sie nicht das Binnenwasser der Riffe hielt, in dem sie gefahrlos die ganze Insel umrudern konnte, sondern keck in ihrem schwanken Boot der Einfahrt entgegen hielt. Wollte sie wieder nach Tahiti hinüber?

Jetzt hatte sie diese erreicht und hörte, aber nur wenige Secunden, mit rudern auf, um einen der größeren Fische von der Ruthe zu nehmen, den sie dann an ein Stück Bast band und über Bord warf. Der Bast war aber im Canoe selber befestigt, und der Fisch schleifte solcher Art im Wasser nach. Was wollte sie damit?

Jetzt hatte sie das Ruder wieder aufgegriffen und arbeitete sich hinaus in See. — Wie warm die Luft hier draußen wehte! Den Tehei hatte sie abgeworfen — nur der Pareu umschloß ihre schlanken Hüften, und während sie das Canoe scharf vorwärts trieb, suchte ihr Blick forschend, fast ängstlich hinaus über die weite See.

Ha dort! sie zuckte ordentlich zusammen, als ihr Auge an einem dunklen Punkt haftete, der, eigentlich etwas außer dem Cours, auf dem Wasser sichtbar wurde. Es war Patoï's Canoe, der dadurch, daß er seine Mahlzeit zu lange ausgedehnt, von der eintretenden Fluth etwas aus seiner Richtung getrieben worden. Es war aber indeß so dunkel geworden, daß sie es kaum noch erkennen konnte.

Fast unwillkürlich lenkte sich ihr Bug dem entdeckten Fahrzeug zu, das, weit größer und schwerer als das ihrige, von dem einen Ruder lange nicht so rasch vorwärts getrieben werden konnte. Sie rückte näher und näher, aber erst als sie in Rufs Nähe gekommen, warf sie ihren Tehei wieder über die Schultern und gewann jetzt mit jedem Ruderschlag an dem voran gegangenen Boot.

Da — als sie es schon fast erreicht, bekam ihr Canoe plötzlich einen leichten Stoß, als ob es auf eine Korallenbank gescheuert hätte. Blitzesschnell drehte Maita den Kopf zurück und ihr Auge blitzte, als sie in dem phosphoreszirenden Schein des Seewassers den wie funkelnden Körper eines Haifisches erkannte. Jedenfalls hatte er die Witterung des angehangenen Fisches bekommen und ihn abgerissen.

»Aha, mein Bursche, bist Du da?« lachte sie ingrimmig in sich hinein — »hat Dir der Köder geschmeckt? Du kannst mehr bekommen,« und zwei von den mitgenommenen todtten Fischen warf sie in die See, während sie einen dritten rasch wieder an dem Bast befestigte. Dann nahm sie das Ruder auf's Neue auf und kaum zehn Minuten mochte sie noch gearbeitet haben, als sie — dem Ausleger von Patoï's Canoe etwas Raum gebend, langseit desselben lief und ihre Hand darauf legte.

Patoï hatte indessen mit immer wachsender Unruhe bemerkt, daß ihm ein Canoe folge. Wer konnte es führen? — etwa Maita's Vater? Er hätte keinem weniger als dem Manne hier draußen auf dem Wasser begegnen mögen, und ruderte deshalb aus Leibeskräften, um ihm aus dem Weg zu kommen. Aber das ihn verfolgende Canoe war schneller als das seinige; er vermochte die Strömung nicht so rasch damit zu stemmen. Angst und ein böses Gewissen lähmten auch vielleicht seine Kräfte und der Glaube an den *neuen* Gott war nicht stark genug in ihm, um ihn die Furcht vor der Rache der alten vergessen zu lassen. Kein Wort war auch zwischen den beiden Fahrzeugen gewechselt worden, bis sich Maita's Canoe langseit legte.

»Wer ist nur das?« rief aber jetzt Patoï, der wohl bemerkt hatte, daß es nicht die kräftige und fast riesige Gestalt Pemotomo's sein konnte. »Wer bist Du, mein Bursch', und wo kommst Du her?«

»Patoï,« sagte da die weiche melodische Stimme Maita's — »ich bin es, und Dir nachgekommen, um noch eine Frage an Dich zu richten.«

»Maita!« rief der Insulaner, wirklich in unbegrenztem Erstaunen — »Mädchen, was ficht Dich an? Wie kommst Du hier allein und bei Nacht hinaus in die offene See?«

»Ich hatte Dir versprochen,« fuhr das junge Weib fort, »auf der Ueberfahrt nach Eimeo kein Wort mit Dir zu reden — ich habe mein Wort gehalten; aber eine Frage muß ich noch an Dich richten, und deshalb bin ich Dir gefolgt.«

»Aber welche Frage, Schatz — laß mein Canoe los — die Fluth setzt uns sonst wieder zurück —«

»Ich werde Dich nicht lange aufhalten. Hast Du mich wirklich für immer verlassen, Patoï? Soll die Tochter Pemotomo's mit Schmach und Schande beladen, und dem Spott der Nachbarn ausgesetzt, in ihre Heimath zurückkehren? — Noch ist es Zeit,« fuhr sie weicher fort — »noch weiß Niemand auf Eimeo, wie Du an mir gehandelt, welches schwere Leid Du mir angethan, und wie ich heute, von den

Christen dort drüben, gedemüthigt und ausgestoßen wurde. Es braucht es auch Niemand zu wissen — meine Lippen sollen schweigen wie das Grab, und bist Du arm, fehlen Dir die Felder und Cocoshaine, die Du meinem Vater beschrieben, was schadet es? Ich bin reich — der Götter Segen ruht auf dem weiten Land und still und glücklich können wir in der Heimath leben.«

»Es geht nicht, Maita,« sagte Patoï finster »es ist zu spät. Des Mitonare Spruch hat mich an Alûa gebunden.«

»An Alûa,« murmelte Maita leise und in demselben Moment hatte der nachfolgende Hai wieder den ausgehangenen Fisch erfaßt und abgerissen, während er auch blitzesschnell, und selbst unter dem Ausleger von Patoï's Boot durch und zwischen den beiden Canoes hin — vorüberschoß. Auch Patoï hatte ihn bemerkt, aber nicht weiter darauf geachtet, gab es doch eine Masse derartiger Raubfische gerade in diesem Theil der See; was hatte er in seinem Canoe von ihnen zu fürchten? Maita aber bückte sich und warf wieder ein paar kleine Fische über Bord, und jetzt konnte sie sehen, daß zwei glühende Strahlen unter ihr durch die Fluth schoßen. Der erste Hai hatte noch einen Gefährten gefunden, der die Beute mit ihm theilen wollte.

Laßt das Canoe los, Mädchen,« sagte da Patoï freundlich, — »es thut mir leid daß Alles so gekommen, und ich habe vielleicht Unrecht gehandelt. Ich hätte offen mit Dir reden sollen; aber es ist nun einmal geschehen. Kehre zu Deinem Vater zurück; Patoï wird Deiner immer freundlich gedenken; zürne auch Du ihm nicht.«

»Und Du willst nicht mit mir zurückkehren? Du willst mich allein meine freudlose Bahn gehen lassen — Alûa's wegen?«

»Nicht Alûa's wegen,« sagte Patoï, »aber der alleinige Gott will es so, denn ich bin jetzt ein Christ und darf, schon meines Seelenheils wegen, nicht mehr mit den Anbetern von Götzen verkehren. Sei vernünftig, Maita.«

»Nur Deines Seelenheils wegen?« lachte Maita bitter, »sonst zieht Dich nichts von mir fort — nicht einmal Alûa —«

Das junge Weib warf die letzten Fische über Bord, die noch in ihrem Canoe lagen und rechts und links plätscherten die gefräßigen Ungeheuer der Tiefe, als sie danach herausfuhren und sie einander wegzuschnappen suchten. Patoï drehte unwillkürlich den Kopf nach ihnen. Maita's Hand aber, mit einem kleinen haarscharfen Messer bewehrt, glitt über den Bast, der die ihr nächste Auslegerstange an den

Ausleger selber band und trennte diesen vollständig los. Zu gleicher Zeit und fast unmerklich schob sie ihr Canoe etwas weiter nach vorne, um auch den anderen zu erreichen. Patoï glaubte auch, daß sie im Begriff sei abzustoßen und sagte freundlich:

»Joranna, Maita — laß uns nicht im Zorn scheiden — ich sage Dir, es schmerzt mich, Dich so allein Deine Bahn ziehen zu sehen, aber ich kann es nicht mehr ändern. Meine Seele gehört Gott, mein Körper Alûa.«

Maita hatte noch gezögert — war es Mitleiden, das ihr stolzes Herz durchzuckte — die letzten Worte machten es verschwinden. Mit Gedankenschnelle zuckte ihr Messer auch über den Bast der zweiten Auslegerstange.

»Das lügst Du, falscher Verräther!« rief sie dabei — »laß Deine Seele zu dem Gott gehen, um dessentwillen Du die alten Götter verleugnet, Atua würde sein Antlitz doch von Dir wenden, aber Dein Körper gehört nicht Alûa — Dein Körper gehört den Fischen des Meeres —«

»Was thust Du, Maita?« rief Patoï erschreckt, denn er bemerkte jetzt ihre geschäftige Hand an dem doppelt umgeschnürten Bast des Auslegers. »Zurück da, Wahnsinnige!« und das Ruder hebend wollte er einen Schlag nach ihr führen. In demselben

Augenblick aber schnellte sich das zürnende Weib empor und ihre Hand hielt dabei krampfhaft die Auslegerstange, mit der sie, wie mit einem gewaltigen Hebel das schwanke, und jetzt nicht mehr durch den Balken geschützte Boot mit dem linken Rand unter Wasser drückte.

»Fort mit Dir!« schrie sie dabei — »Verderben über Dich — herbei Ihr Rächer, die Oro gesandt, um den Verräther zu verderben!«

Sowie sie die Auslegerstange in die Höhe hob, *mußte* sie das Canoe, über dessen beide Borde sie quer über und fest geschnürt war, rettungslos umkippen. Patoï auch, der die Gefahr erst zu spät erkannte, war nicht im Stand den Schlag zu führen, da er selber das Gleichgewicht verlor. Erschreckt ließ er das Ruder fallen, um sich nur anzuklammern und rasch auf die andere Seite zu werfen — aber das half ihm nichts, denn das Canoe füllte sich, und während Maita die Stange von sich stieß und ihr eigenes kleines Fahrzeug damit außer seinen Bereich brachte, schnellten beide in die Höhe und das Canoe schlug um.

Patoï schwamm wie ein Fisch, aber mit lähmendem Schreck traf ihn die Erinnerung an die Raubfische, die er noch vor wenigen Secunden in unmittelbarer Nähe gesehen, und angstvoll griff er

nach dem umgedrehten Fahrzeug, an das er sich klammerte und auf das es zu klettern versuchte.

»Maitai« rief er dabei — »Mädchen! zu Hilfe! die Fische! Du willst mich doch nicht tödten? — Rette mich! sie nahen! Oh, um des Heilands willen!«

Ein unheimlich glühender Strahl schoß an ihm vorüber durch die Fluth und kreuzte sich mit einem andern.

Maita stand aufrecht in ihrem Canoe, das Ruder fest, und zu augenblicklichem Gebrauche bereit, in beiden Händen. Der Tehei war wieder von ihren Schultern gefallen; ihre langen Locken umgaben wild ihr Haupt, aus dem die Augen in Zorn, aber auch in Angst hervorfunkelten, denn sie hatte der *Götter* Rache angerufen und der Augenblick nahte, in dem sie sich erfüllen sollte.

»Maita um Deiner Seele willen, Mädchen, rette mich!« stöhnte Patoï und suchte sich auf das schlüpfrige Canoe hinauf zu schnellen. In dem Moment schoß wieder der eine feurige Strahl heran. Ein gellender, furchtbarer Schrei kreischte über die Fluth, die in demselben Augenblick gurgelte und aufschlug, daß sie mit ihren Gluthfunken das Meer ringsum erleuchtete — dann war Alles todtenstill. — Drüben, von dem Ufer Eimeo's her, über das Donnern der Brandung herüber, tönte noch aus weiter

Ferne der muntere Trommelschlag und verrieth die Stelle, wo sich das junge Volk am Tanz vergnügte — und unter ihr? — Maita schauderte zusammen, als sie im Geist ihrem Opfer in die Tiefe folgte — aber es war geschehen! Oro, der wilde Gott, hatte ihr Gebet erhört — er war mächtiger gewesen als der Gott der Bleichgesichter— fort von hier. Ein eisiges Gefühl umspannte ihr Herz, fast unwillkürlich senkte sich das Ruder wieder in die klare Fluth und über die Schreckensstelle hinweg glitt der Kahn, seine einsame, stille Bahn entlang.

Patoï kehrte nie wieder nach Tahiti zurück. Die Missionäre forschten nach ihm — Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Maita war allein zu ihrem Vater zurückgekehrt und am nächsten Morgen hatte die Seebrise Stücke eines zerschmetterten Canoes, das an den Riffen zerschellt sein mußte, an die Küste von Eimeo geworfen. War er mit diesem verunglückt? Niemand wußte oder erfuhr es, und die Missionäre suchten nur sein junges Weib mit der Versicherung zu trösten, daß, was auch aus dem Körper geworden, seine Seele doch wenigstens gerettet wäre.

Endnoten.

¹ »Willst Du niemals Dein Weib verstoßen,« die gebräuchliche Heirathsformel, die der Bräutigam mit »nein« beantworten mußte.

² Eimeo, auch Morea genannt, die Tahiti gegenüber liegende Insel.

³ Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß auf Tahiti und den nächsten Inseln die gewöhnliche Theorie der Ebbe und Fluth nicht paßt. Das ganze Jahr hindurch fangen die Wasser um Mittag und Mitternacht an zu ebbem, während mit Sonnen-Auf- und Niedergang die Fluth eintritt. Der Ausdruck *tuerar-po* bedeutet deshalb zugleich: Hochwasser und Mitternacht. Die Höhe der Fluth ist überhaupt nur unbedeutend, und etwa zwischen vier und fünf Fuß.